

Geschichte der preussischen Politik.

—

König Friedrich I.

G e s c h i c h t e
der
Preussischen Politik

von
Joh. Gust. Droysen.

Vierter Theil.
Erste Abtheilung.
Friedrich I. König von Preußen.



Leipzig,
Verlag von Veit und Comp.
1867.

Friedrich I.
König von Preußen.

Von

Joh. Gust. Drosfen.



Leipzig,
Verlag von Veit und Comp.
1867.

Inhalt.

	Seite
Kurfürst Friedrich III.	1—193
Einleitung	3
Erste Schritte, 1688	17
Die Befreiung Englands	29
Die gottorpiſche Frage	48
Der Krieg von 1689	57
Die Kaiſerwahl und der Revers	71
Der Krieg von 1690	89
Eberhard von Danckelmann	109
Die Frage der neunten Kur, 1691—1692	120
Die Rückgabe von Schwiebus, 1693—1695	137
Ausgang des Krieges, 1696—1697	156
Danckelmanns Fall	177
König Friedrich I.	195—434
Wechsel der Lage, 1698—1700	200
Die Königskrone, 1700	212
Der Preis der Krone, 1701	239
Kolbe von Wartenberg	253

	Seite
Der Krieg im Osten, 1700—1706	275
Karl XII. in Sachsen, 1706 — 1707	304
Spannungen, 1707—1708	317
Die Wendung der Dinge, 1709	333
Wartenbergs Fall, 1710—1711	355
Die Kaiserwahl Karls VI., 1711	367
Das letzte Jahr Friedrichs I., 1712	396

Kurfürst Friedrich III.

Das „verlorne Land“ Brandenburg zu retten, „es wieder in ein redlich Wesen zu bringen“ war einst Burggraf Friedrich von Nürnberg zum Fürstenthum der Marken berufen worden. Auf dem Concil zu Constanz, wo mit der Reformation der Kirche zugleich des Reiches Besserung unternommen wurde, empfing er die Lehren des Erzamtes, das ihm, dem Vorkämpfer der Reichsreform, in dem „innersten Rath des Reiches“ eine Stelle gab.

So begründet, dem Reich dienend und des Reiches Marken schützend, wuchs das Haus Brandenburg in fortschreitendem Gedeihen, bis es dem raschen und mächtigeren Emporsteigen des Hauses Oestreich gegenüber mehr und mehr zurückblieb, bald auch von denen überholt, die in dem erwachten Kampf der Bekenntnisse kühner oder heftiger gegen die spanisch-deutsche Macht des Kaiserhauses rangen. Endlich als der große Kampf der Entscheidung entbrannte, als gegen die drohende östreichische „Universalmonarchie“ der schon sinkenden deutschen Libertät die Kronen Frankreich und Schweden zu Hülfe eilten, lag Brandenburg, lag Brandenburg, bald von kaiserlichen, bald von schwedischen Kriegsvölkern niedergetreten, völlig zu Boden.

Da entstand ihm ein zweiter Gründer. Er begann sein Werk noch in Mitten jenes Krieges, der dreißig furchtbare Jahre hindurch alles deutsche Land heimsuchte, als sollte es für immer ver-

loren sein, in Mitten jener Revolution, die das Wesen des deutschen Reiches bis auf den Grund zerstörte.

Ihr Abschluß war ein Friede, der Deutschland unter die Garantie von Frankreich und Schweden stellte und den gelösten Gliedern des Reiches überließ, auf Grund der ihnen garantirten Souveränität eine neue Verfassung des deutschen Gemeinwesens zu vereinbaren. Eine Vereinbarung, zu der es nie gekommen ist, so lange der Name des Reiches gewährt hat.

Für die Erhaltung der „Freiheit,“ der reichsständischen wie landständischen, hatte die Nation ihre politische Einheit opfern müssen. Blieb es noch möglich Deutschland zu retten, es wieder in ein redlich Wesen zu bringen, so gab es dazu nur Einen Weg, einen weiten, mühevollen, an Gefahren, Prüfungen, Undank überreichen.

Es ist der, den der Große Kurfürst einschlug. Er unternahm nicht herzustellen, was vernichtet, zu erneuen, was ab und todt war. Was er schuf, war ein neuer Anfang.

Daß er die zahlreichen Territorien, deren Landesherr er war, im Regiment zusammenfaßte, daß er diese Sprengstücke deutschen Landes und Volkes zu Einem Staat umformte und in der Einheit die Kraft und den Werth jedes einzelnen um die Wucht des Ganzen steigerte, daß er in einer Reihe denkwürdiger Kriege, in entscheidenden politischen Actionen über die deutschen Grenzen hinaus die Macht des neuen Staates bewährte, das begründete dessen Bedeutung für Deutschland und in Europa.

Es waren die lebensvollen Motive der modernen Zeit, die der Große Kurfürst ergriff und verwirklichte. In den großen Gedanken der Toleranz und der evangelischen Freiheit, in dem Niederzwingen des ständischen Wesens und Unwesens, in den festen Formen militärischer Organisation, geordneter Finanzen, fürsorgender Verwaltung, gewann sein Staat, allen andern deutschen Landen, namentlich denen des Kaisers voraus, seine Stelle in der kühn fort-

schreitenden Bewegung des europäischen Lebens. Und dieser Staat umfaßte ein Areal norddeutscher Gebiete dreimal größer, als das damalige Kursachsen, fünfmal größer, als die gesammten Lande des welfischen Hauses, ein Areal, wie das heutige Baiern, Württemberg, Baden zusammengenommen. In vier Gruppen, jenseits der Weichsel, zwischen Elbe und Oder, an der Weser, am Niederrhein zerstreut, stand er zu gleicher Zeit in unmittelbarer Berührung mit den „Barbaren des Ostens“, mit der nordischen Welt, mit den westeuropäischen Verwickelungen.

Aus diesen Gegebenheiten hatte sich das politische System dieses Staates geformt und in sicherer Übung ausgeprägt. In einer Reihe bedeutsamer Momente zeichnete es sich.

Als nach dem kühnsten Anlauf zur Beherrschung Deutschlands und Europas die erlahmende Kraft des Hauses Oestreich nur noch nach dem Frieden rang und ihn annahm, wie Frankreich und Schweden ihn dictirten, hatte sich der junge Staat zu sammeln und aufzurichten begonnen. In ihm zuerst hatte sich nach den glorreichen Kämpfen, die der Friede von Oliva schloß, der deutsche Name aus dem Zustand der Erniedrigung, der mit jenem Frieden für immer auf die Nation gelegt schien, wieder emporgerichtet. Den einen Garanten jenes Friedens, die Krone Schweden, warf dann die Schlacht von Fehrbellin und was ihr folgte, völlig nieder, und Brandenburg trat für die baltische Politik in die Stelle ein, die sie verloren hatte. Dem andern Garanten, der Krone Frankreich und ihrer furchtbar schwellenden Uebermacht, hatte der Kurfürst nicht aufgehört das Widerspiel zu halten; er hatte 1658 trotz ihrer die Kaiserwahl Leopolds I. durchgesetzt, er hatte 1669 ihre polnischen Pläne gesprengt, er hatte ihr den Rheinbund aus den Händen gewunden; er war 1672 der erste, der sich ihrem furchtbaren Stoß auf Holland entgegenwarf, 1679 der letzte, der vor ihr vom Kampfplatz wich. Seine energische und gewandte

Politik hielt seit 1683, während der Kaiser wider Frankreichs Bundesgenossen, den Sultan, kämpfte, Ludwig XIV. zurück, den österreichischen und deutschen Heeren, die Ungarn befreiten, so den Rücken deckend. Auf die Dragonaden Ludwigs XIV., auf das entsetzliche Edict, mit dem der große König hunderttausende seiner Unterthanen ihres Glaubens willen in's Elend trieb, antwortete er mit dem Potsdamer Edict, entschlossen, den Kampf für die „Staaten- und Gewissensfreiheit“ aufzunehmen.

Die Mittel dazu und die Zuversicht, an der Seite Hollands und des Draniers den großen Kampf zu bestehen, fand er in den Ergebnissen, die seine rastlosen Bemühungen um den inneren Ausbau seines Staates gebracht hatten,¹⁾ und in der Anspannung aller Kraft, an die er seine Lande gewöhnt hatte. Schon war es ihm möglich geworden, seine „Generalkriegscaffe“ ganz mit regelmäßigen Einkünften auszustatten; ihre vorletzte Jahresrechnung vom 31 Dec. 1686 schloß mit fast 1,100,000 Rthlr. Er hatte bereits, die Festungscampagnien mit 2700 M. ungerchnet, 36 Bataillone Fußvolk, 40 Escadrons Reuter;²⁾ dazu eine musterhafte Artillerie, reichgefüllte Zeughäuser; seine africanische Compagnie konnte ihm zwölf Fregatten und einige kleinere Kriegsfahrzeuge stellen, die, so lange Frieden war, zwischen Emden und seinen Forts auf der Goldküste Friedrichsburg, Dorothea u. s. w. fuhren.

Im Laufe des Jahres 1687 hatte er sein Heer zu verstärken begonnen, den Marschall von Schonberg in seinen Dienst berufen. Er hatte mit dem Kaiser jenen Allianzvertrag von 1686 geschlossen,

1) Die merkwürdigen Aufzeichnungen eines kursächsischen Beamten über die Projecte, die den Kurfürsten noch im letzten Jahr seiner Regierung beschäftigten, „Vorschläge zur Verbesserung des Brandenburgischen Staates“ (im Dresd. Arch. aus Fürst Egon v. Fürstenbergs Nachlaß) hoffe ich demnächst zu veröffentlichen.

2) Die Angabe Friedrichs des Großen (Oeuv. I. p. 182) sind richtig für den Anfang 1687, nicht für die Zeit, die da angegeben ist (à la mort du Grand Electeur).

in dem er seine Ansprüche auf Jägerndorf, auf Liegnitz, Brieg und Wohlau für das kleine Schwiebus dahingab, um, so hoffte er, die Politik des kaiserlichen und des brandenburgischen Hauses für immer auszugleichen und zu einigen. Er war beflissen, den Hader zwischen Dänemark und dem Hause Gottorp, zwischen dem Dresdner Hofe und den jüngeren Linien des kursächsischen Hauses beizulegen, beflissen zugleich, das Mißtrauen der katholischen Stände gegen die evangelischen, der Fürsten gegen die Kurfürsten zu beseitigen, möglichst alle Interessen im Reich für den nahenden Moment der Entscheidung zu einigen.

Sie sollte, so war sein Plan, mit einem kühnen Angriff beginnen; es galt England aus der Hand des papistischen Jacob II. und aus der Verbindung mit Frankreich zu reißen. Der Prinz von Oranien sollte diesen Angriff führen, die Macht Brandenburgs und der sich Brandenburg anschließenden evangelischen Fürsten ihm den Rücken decken. Das war der Zweck jener Rüstungen. Schon wandten sich die Häupter des protestantischen Englands an den Prinzen, von dem sie Rettung hofften, an den Kurfürsten, der allein dem Prinzen möglich machen konnte, sie zu bringen.

So schwoh die große Krisis von 1688 heran; sie war dem Ausbruch nahe, als der Kurfürst starb.

Der Regierungswechsel in diesem Moment war von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Es hing Großes daran, ob der Sohn den Gedanken des Vaters weiter führen, ob er Willens und im Stande sein werde, dessen Stellung zum Kaiser und im Reich aufrecht zu erhalten.

Es wäre nicht wohlgethan, wenn man das Wesen des Reiches, wie es damals war, nach den reichsrechtlichen Doctrinen, die im Schwange waren, nach den endlosen Controversen der „Reichspublicisten“ über die Reichsgerichte, Kreisordnungen, Reichs-

versammlungen u. s. w. sich vorstellen wollte. Officiell bewegte man sich in diesen Formeln; die wirklichen Zustände lebten sich weit und weiter von ihnen hinweg.

Weder die neue Reichsverfassung, deren Vereinbarung der westphälische Friede vorbehalten hatte, wurde zu Stande gebracht, noch gelang es, auf Grund der Autonomie, die er garantirte, eine neue Ordnung des deutschen Gemeinwesens, eine Föderation der Stände zu schaffen, wie Brandenburg wiederholt versuchte.

Nach dem furchtbaren Kriege der dreißig Jahre, wo Alles verödet, zertreten, todtmatt da lag, hatte jeder vorerst nur zu denken, wie er für die nächste Nothdurft sorgen, sein Haus wieder bauen, seinen verwilderten Acker wieder bestellen könne. Raum über das erste Glend war man hinweg, als der Krieg der siebenziger Jahre hereinbrach und die französischen Heere bis zur Weser und nach Schwaben hinein, die schwedischen in Norddeutschland heerten. Ein elender Frieden schloß diesen Krieg.

Die Niederlagen, die man gegen Frankreich erlitten, dann nach dem Frieden die Schmach der Reunionen, die man hinnehmen müssen, die neuen Bedrohungen unter dem Titel der pfälzischen Ansprüche, die Frankreich erhob, mußten auch den Blindesten überzeugen, daß es so nicht weiter gehen könne. In Aller Munde war, daß man eilen müsse, sich in Verfassung zu setzen, daß man auch die größten Opfer nicht scheuen dürfe, um militärisch stark genug zu sein, sich zu vertheidigen, wenn der Reichsfeind von Neuem hereinbreche.

Es wurde eine Reichskriegsverfassung zu Papier gebracht,¹⁾ nach der der patriotische Deutsche die Beruhigung haben konnte,

1) Es ist der „mit reifer Ueberlegung im Jahr 1681 ausgefundene und angenommene Repartitionsfuß,“ wie er im Reichsgutachten vom 17. Nov. 1702 genannt wird; er enthielt die Repartition für die Kreise und überließ diesen die Subrepartition.

daß im gegebenen Falle sofort 40,000 M., und wenn es nöthig, 80,000, ja 120,000 M. am Rhein stehen würden. Nur daß niemand nachsah, ob die vortrefflichen Anordnungen auch ausgeführt wurden. Und vorerst waren in Regensburg die Beschwerden über zu hohen Anfsatz in der Matrikel und die Reclamationen der einzelnen Fürsten und Stände gegen Forderungen, bei denen sie nicht existiren könnten, an der Tagesordnung; in den einzelnen Territorien traten die Landstände mit der ganzen Zähigkeit ihrer Libertät gegen Maafnahmen auf, die mehr von ihnen forderten, als sie zu leisten Lust hatten, und in Formen forderten, die ihr Bewillungsrecht illusorisch machten.

Schon im letzten Kriege war es in Uebung gekommen, daß die kleineren Fürsten und Stände — was auch nützte ihre zwanzig, dreißig, hundert Soldaten Reichscontingent — nicht mehr unmittelbar, sondern in der Form von „Quartieren“ mit Geldzahlungen ihre Pflicht zur Reichsdefension leisteten; Zahlungen, auf die der Kaiser dann theils sich selbst, theils die „armirten Reichsstände“ anwies. Die zahlenden sanken damit so zu sagen zu passiven Gliedern des Reiches hinab. Auch unter denen, die ihrer Größe nach sich nicht so auf das Verkommen hätten legen sollen, waren viele, namentlich geistliche, die es so bequemer fanden.

Desto kühner schritten andere vorwärts, auf Wegen, die weder in der alten Richtung des Reichswesens lagen, noch in der neuen, die der westphälische Friede noch offen gehalten hatte. Es war der alte Ehrgeiz dynastischen Emporkommens, der sich nun der souveränen Attribute, die in dem Titel der Fürstlichkeit zu liegen schienen, zu bemächtigen eilte; als gebe der Name Souveränität, was nur die Wirkung realer Macht ist. Zunächst begann das Ringen um die Beseitigung der kurfürstlichen Präeminenz, um die Gleichstellung aller Fürstlichkeit; dann folgte das Wettrennen

um neue Kurhüte; bald streckte man sich nach noch höheren Zielen. Hatte nicht das Haus Holstein den dänischen, das Haus Zweibrücken den schwedischen Thron errungen? dem einen und anderen unserer Fürsten gelang es, eine Königskrone zu gewinnen; ¹⁾ sie wuchsen damit aus dem Reich hinaus, wie sich das Haus Oestreich schon längst mit jeder neuen Königskrone, die es draußen gewonnen, mehr hinausgelebt hatte.

Das officielle Band, das die Fürsten und Stände im Reich umschloß, wurde um so loser, die Reichsformen um so verworrener und unwahrer. Und das zerbröckelte Volk in diesem schemenhaften Reich deutscher Nation gewöhnte sich, in der Fiction, trotz alle dem hoch über sich ein Recht, einen Schutz, eine vaterländische Macht zu haben, die Ohnmacht, Phrase, Anarchie nicht mehr zu empfinden, unter der es politisch verfaulte; es gaffte die Dinge an, die an ihm selber geschahen, und träumte weiter von Kaiser und Reich, als seien nur die Wirklichkeiten verkehrt; es lernte die Staatlosigkeit für Freiheit und die staatliche Zucht für Knechtschaft halten. Tief und tiefer in politische Stumpfheit versinkend und desto lenksamer für die Demagogie katholischer Priester und lutherischer Zionswächter, ein Spielball für das kirchliche Parteitreiben, verlor es von der adelnden Leidenschaft der Größe, von dem Pflichtgefühl nationaler Arbeit, Einheit und Macht den letzten Rest; nur noch eine träge, zähe, schlammige Masse, wimmelnd von dem kleinen Leben engster und niedrigster Interessen, das in solcher Fäulniß wucherte, bis da und dort eine mächtige und rücksichtslose Hand gewaltsam durchgriff.

Unter den geistlichen Fürstenthümern war jetzt — nach den

1) Eine lehrreiche Flugschrift von 1716 *Lettre d'un gentilhomme Italien à un ministre d'état d'un prince d'Allemagne* s. l. et a. (im schwedischen Interesse): *Les princes deviennent électeurs et les électeurs rois; Auguste ouvre la carrière du despotisme en Pologne, George songe déjà, comme il l'imitera dans l'Angleterre sur le même cannevas* u. f. w.

wüßten Anläufen des münsterschen Bernhard von Galen, den diplomatischen des Mainzer Johann Philipp von Schönborn — wenigstens noch eins in den Bahnen der großen Politik, in den verwegenssten. Kurfürst Maximilian Heinrich, bairischen Stammes, hatte Cöln, Lüttich, Münster, Hildesheim, Gebiete von einem Areal, das nächst dem von Oestreich und Brandenburg das größte im Reich war, und innerhalb dessen die wichtigsten Festungen an der Maas und am Niederrhein lagen. Freilich da überall beschränkte ihn das Recht seiner Domcapitel und seiner Landstände; im Entferntesten nicht konnte er über die Mittel dieser Lande verfügen; um so mehr gab er sich der französischen Politik hin, die ihm Erfas mit vollen Händen bot. Von Franz und Wilhelm von Fürstenberg berathen, hatte Kureöln politisch und militärisch seit 1672 eine nur zu bedeutende Rolle gespielt. Der fromme Herr war nun alt. Der Einfluß Frankreichs bestimmte das Domcapitel zu Cöln, ihm Wilhelm von Fürstenberg, den Bischof von Straßburg, zum Coadjutor zu wählen; dem thätigsten Partisan Frankreichs schien damit die Nachfolge, auch die in den drei anderen Prälaturen, so gut wie gewiß.

Nicht militärisch von gleicher Bedeutung war der alte Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg, derselbe, der einst um die polnische Krone so eifrig geworben. Aber mit Süllich und Berg und seinem Donauland hatte er, als 1685 die pfälzische Kurlinie erlosch, deren Würde und deren Lande am Neckar und jenseits des Rheins vereinigt. Er warf sich mit Eifer auf die Verfolgung der Evangelischen in seinem neuen Lande, suchte und fand in seinen Verdiensten um die Propaganda eine nur zu große Bedeutung für die Geschichte Deutschlands. Und seine Tochter war des Kaisers Gemahlin, die Mutter der beiden Knaben, auf denen die Hoffnung des Hauses Oestreich ruhte; er hatte am Wiener Hofe, seit sein getreuer Rath Strattmann Hofkanzler geworden war, um so größeren Einfluß. Dem-

nächst vermählte er andere seiner Töchter an den König von Spanien, den König von Portugal, den Herzog von Parma; von seinen neun Söhnen stiegen fünf auf den Wegen des geistlichen Fürstenthums rasch empor. Mit seinem Eintritt ins Kurcollegium war da die Zahl der katholischen Stimmen auf sechs gestiegen; die der evangelischen auf zwei gesunken; nur um so heftiger wurde die Opposition der evangelischen Fürsten gegen die Präeminenz der Kurfürsten.

Kurbaiern hatte die Jahre daher ein politisches Stilleben geführt; jetzt, seit der junge Kurfürst Max Emanuel in den Türkenkriegen den Ruhm eines Feldherrn und die Hand einer kaiserlichen Prinzessin gewonnen, war der Münchner Hof großer Pläne voll. Diese kaiserliche Prinzessin war von den Kindern, die dem Kaiser Leopold seine erste Gemahlin geboren, die einzige überlebende; auf sie vererbten die Rechte ihrer Mutter, der Schwester Karls II. von Spanien, des letzten vom spanischen Mannstamm. Kaiser Leopold hatte seine Tochter dem Kurfürsten mit der Bedingung vermählt, daß er auf die spanische Succession zu Gunsten der kaiserlichen Söhne aus späterer Ehe verzichtete; ihr waren dafür aus der dereinstigen Erbschaft Karls II. die spanischen Niederlande zugesagt. Mit diesem burgundischen Gebiet, wo einst Kaiser Maximilian I. den Hebel zur Erhebung der österreichischen Macht angelegt, schien sich endlich auch dem Hause Baiern die Bahn der Größe zu erschließen.

Seit lange war die Pracht des Dresdner Hofes, die sächsische Bildung und „Opulenz“, der Leipziger Meßverkehr, die für die lutherische Welt immer noch leitende Universität Wittenberg in der Welt bekannt. Seit Johann Georg III. Kurfürst geworden (1680), begann sich auch in Dresden die politische Action zu regen. Man erkannte, wie tief durch das unglückliche Testament von 1652, daß drei jüngere Brüder mit Theilen des Kurlandes ausgestattet

hatte, das albertinische Haus geschwächt sei; man versuchte das Recht der Kurlinie gegen sie schärfer anzuziehen, den seit lange verlorenen Einfluß auf die ernestinischen Bettern herzustellen; man eilte durch militärische Leistungen sich wieder Ansehen zu schaffen; in Ungarn, im Dienst Venedigs kämpften kursächsische Regimenter mit Ruhm. In diesem emporstrebenden Zuge wuchs das jüngere Geschlecht, wuchsen des Kurfürsten Söhne heran, der leidenschaftliche Johann Georg IV., der demnächst den Kurhut, der glänzende Friedrich August, der nach ihm mit dem Kurhut die Krone von Polen tragen sollte.

Allmählig erwachte auch Hessen-Cassel aus langem Schlaf, bald um mit hastigem Ehrgeiz erst nach den holländischen Händen, dann nach der schwedischen Krone zu greifen. Auch Württemberg, auch Gotha rechte sich, um zu der Höhe der armirten Stände hinaufzuwachsen. Selbst die Markgrafen in Franken begannen Truppen zu verdingen und, vom Kurhause sich abkehrend, eigene Wege zu suchen.

Die merkwürdigsten Veränderungen traten in den niedersächsischen Gebieten hervor. Das Welfenland, seit Jahrhunderten durch Theilungen und freundschaftliche Rivalitäten ohnmächtig, begann sich zu sammeln, sich in sich zu ordnen, mit Energie und Kühnheit auf die Schaffung einer norddeutschen Macht hinzuarbeiten, die — denn dieser Gedanke war sofort maßgebend — sich zwischen die brandenburgischen Territorien im Westen und Osten einschieben und sie auseinander drängen sollte. Seit dem Kriege der siebziger Jahre war diese Rivalität gegen Brandenburg im raschen Fortschreiten. Während Herzog Georg Wilhelm von Zelle aus seinem Kreisdirectorialamt — neben ihm sollten Bremen und Magdeburg alterniren — Competenzen ganz neuer Art, eine Art Führerschaft über die kleineren Stände des Kreises in Uebung zu bringen verstand, spannte sein Bruder Ernst August von Hannover

die Fäden mannigfachster politischer Verbindungen mit geschickter Hand; namentlich mit Frankreich verstand er sich zu verhalten; die bedeutenden Subsidien, die er von dort erhielt, machten es ihm möglich, weit über seine Mittel hinaus Kriegsvolk zu halten, das dann in Ungarn, in Morea, wo eben Anlaß war, mit Ruhm kämpfte. Schon war ein Weiteres eingeleitet. Herzog Georg Wilhelm hatte aus seiner Ehe mit dem Fräulein d'Albrouse nur eine Tochter; deren Vermählung mit dem Erbprinzen von Hannover sicherte diesem dereinst auch die Erbschaft des Rheims, wenn es gelang, die alten Theilungs- und Erbordnungen des Hauses zu beseitigen. Daß Ernst August ein Primogeniturstatut errichtete, entzündete freilich den heftigsten Widerspruch seiner jüngeren Söhne, sowie der älteren Linie des Hauses, der Herzoge von Braunschweig, Wolfenbüttel, Bavern; aber selbst das bitterste Zerwürfniß in der eignen Familie schien ihm kein zu theurer Preis für die Größe des Welfenhauses. Wenn die Höfe von Berlin und Dresden dieser Neuerung nicht eben ihren Beifall schenkten, so schienen sie zu einer anderen, die er einleitete, im eignen Interesse die Hand bieten zu müssen. Es gab jetzt nur noch zwei evangelische Kurfürsten, und in dem Kampf gegen die kurfürstliche Präeminenz hatte das Haus Lüneburg bisher den Reigen geführt. Die Schaffung einer neuen Kurwürde für Hannover konnte zugleich die drei mächtigsten norddeutschen Fürsten zu gemeinsamer Politik einigen. Inzwischen fuhren Hannover und Celle fort, auch schon über den Bereich des nieder-sächsischen Kreises hinaus sich einzumischen; in den thüringischen Reichsstädten Nordhausen und Mühlhausen, die unter kursächsischem Schutzrecht standen, hatten sie immer noch ihre Garnisonen; die Grafschaften jenseits der Weser, Schaumburg, Lippe u. s. w., zogen sie in ihren militärischen Schutz; sie boten der Fürstin von Ostfriesland in ihrem Hader mit ihren Ständen die hülfreiche Hand, übernahmen die Vormundschaft ihres Sohnes,

thaten, was sie irgend konnten, Brandenburg nicht in Emden und Oreetshyl festen Fuß fassen, nicht zur ostfriesischen Anwartschaft gelangen zu lassen. So lange der Große Kurfürst lebte, gingen sie behutsam, dissimulirend ihre klugen Wege; aber der Nachfolger war Ernst Augusts Schwiegersohn, und seiner glaubte man gewiß zu sein.

Während so im Reich Bildungen völlig neuer Art einsetzten, Bildungen, die trotz aller officiellen Reichsdoctrinen und Reichsordnungen nach dem Maaß realer Kraft sich entwickelten, begann auch die östreichische Politik, die der Frieden von 1648 tief unter ihre wirkliche Bedeutung hinabgedrückt hatte, sich wieder emporzurichten. Mit dem „Mirakel“ von 1683, mit der Eroberung Ungarns, schon auch mit der Aussicht auf die unermessliche Erbschaft der spanischen Krone erhob sie sich zu der ganzen Höhe ihres altbegründeten Selbstgefühls, zu dem vollen Anspruch kaiserlicher Machtbefugniß.

Sie begann die reichsoberhauptliche Autorität in einer Weise geltend zu machen, die nach dem westphälischen Frieden und nach der Wahlcapitulation von 1658 nicht mehr hätte möglich sein sollen; und die Verfassungslosigkeit des Reiches gab ihr die Möglichkeit, mit dem Nachdruck der deutschen und außerdeutschen Macht des Hauses Oestreich immer neue Kompetenzen in Anspruch zu nehmen und zur Geltung zu bringen. Es hätte zum Heil Deutschlands sein können, wenn sie in gleichem Maaß die reichsoberhauptliche Pflicht zu erfüllen versucht, wenn sie, an Macht und Befugniß allen Territorien voraus, sich an die Spitze der nationalen Interessen gestellt, wenn sie einer lebendvollen Reform des Reichs Bahn zu brechen, sie auf die gesunden Momente des nationalen Lebens zu gründen verstanden hätte. Sie überließ es dem Brandenburger, die großen Principien der Toleranz, der staatlichen Organisation, des fürsorgenden Regiments zu erfassen; sie

ließ es geschehen, daß der hohe Adel des Reichs die gewonnene Souveränität in neuen Leistungen rechtfertigte. Sie wurde, je mehr einzelne Fürsten im Reich erstarkten und leisteten, nur desto eifersüchtiger auf ihr Wachsen, nur desto eifriger und hastiger, mit der kaiserlichen Autorität ihnen in den Weg zu treten, mit Gnaden und Ungnaden sie kirre zu machen, mit den kaiserlichen Reservatrechten, dem kaiserlichen Amt, als oberster Richter und Haupt des Reichskriegswesens weiter zu greifen, mit den verworrenen Ordnungen und Befugnissen des Reichswesens überall einzudringen und zu wuchern. Kaum daß die langsame Behutsamkeit des alternden Kaisers Leopold noch mäßigte und zurückhielt; die begonnene Bewegung trieb sich selbst weiter. Man gewöhnte sich in Wien, die deutschen Dinge nur als Material für die Größe des Hauses Oestreich anzusehen. Mochten die Kurfürsten, Fürsten und Stände Libertät, Reichs- und Kreistage, Landeshoheit und Souveränität haben, so viel sie wollten; wenn sie so eifersüchtig darauf waren, selbst für ihre Lande und Leute zu sorgen, so ließ das kaiserliche Regiment sie, wie jeden anderen Landherrn in Böhmen oder Schlessen auf seiner Herrschaft, gewähren; es brauchte sich um so weniger dafür in Mühe und Kosten zu setzen, daß da unten regiert werde. Genug, wenn sie ihre Quartiere und Römermonate zahlten, ihre Contingente nach Ungarn, nach Italien, an den Rhein zu des Kaisers Verfügung stellten, vor Allem sich nicht unterstanden, anders als in dem Kielwasser der östreichischen Politik zu fahren oder gar sich an den kaiserlichen Reservatrechten zu vergreifen. Die Kleinen folgten schon von selbst; und die Wenigen, die auf eigenen Füßen standen, in den Schranken gebührender Partition zu halten war nicht so schwer, wenn man ihre tausend Familienzwiste und Nachbarhändel zu nähren, mit Römermonaten und Commissariaten den Zügel anzuziehen, sie die kaiserliche Ungnade fürchten zu lassen verstand, vor Allem, wenn man dafür sorgte daß der Reichshof-

rath mit seinem unfindbaren Rechtsverfahren sie kurz hielt und die Majorität des Reichstages österreichisch blieb.

Nur Ciner, der Brandenburger, war mächtiger geworden, als es der Wiener Politik genehm war. Man hatte es nicht hindern können, man hatte zeitweise von seiner Macht Vorthail zu ziehen verstanden. Man sah diese brandenburgische Macht nur für „ein zeitliches Werk“ an, das den Tod des alten energischen Herren nicht lange überdauern werde. Man hatte mit dem Schwiebuffer Revers und dem Testament, dessen Execution dem Kaiser anvertraut war, genug in der Hand, um dieß neuemporgekommene Haus kirre zu machen und im Nothfalle zu schädigen.

So die Lage der deutschen Verhältnisse, als Friedrich III. begann. Große Aufgaben, schwere Prüfungen der Willenskraft und Einsicht erwarteten ihn. War er dazu angethan, sie zu bestehen?

Erste Schritte.

Nur zu bekannt war, daß er, bis auf die jüngste Zeit, gegen den Vater in Opposition gestanden. Man erwartete am Hofe große Veränderungen, Acte der Ungnade, ein völlig anderes Regiment. Vor Jahr und Tag war das Gerücht verbreitet gewesen, er wolle, wenn er Kurfürst werde, einen der hannövrischen Staatsmänner an die Spitze seiner Regierung berufen. Dann hatte General von Schönning, der für einen Freund Frankreichs galt, seine Gunst gehabt. Jetzt schien Marschall von Schonberg mehr bei ihm zu vermögen. Immer am meisten hatte er sich zu seinem Oheim von Anhalt gehalten, der freilich in dem Maaße, als er beim Kaiser in Gunst stieg, am Berliner Hofe seltener erschien. In seinem persönlichen Dienst war seit langen Jahren Eberhard von Dandelmann, erst als sein Erzieher, dann als sein vortragender

Rath und Führer seiner Geschäfte; er war an ihn gewöhnt, er hatte ihm mehr als einen großen Dienst zu danken; auf des Prinzen von Oranien Wunsch war mit ihm zugleich Dandelmann in das Geheimniß der englischen Expedition gezogen worden; kein anderer von den Geheimenrätthen. Um so räthselhafter war ihnen, woher in den letzten Monaten das bessere Verständniß zwischen Vater und Sohn.

Begreiflich daß sie und Alle auf die ersten Acte der neuen Regierung gespannt waren.

Eine Woche nach dem Sterbetage, am 17. Mai, hielt Friedrich III. die erste Sitzung des Geheimenrathes, das Testament des Vaters öffnen und verlesen zu lassen. Es war im Wesentlichen desselben Inhaltes, wie das von 1681, das ihm damals mitgetheilt worden war; es wiederholte, daß die Einheit des Staates und die Souveränität des Nachfolgers bewahrt bleiben, den jüngern Brüdern Minden, Ravensberg, Halberstadt, Lauenburg-Bütow als Dotation zugewiesen werden solle; aber jene Souveränität des Familienhauptes stellte es in noch bestimmterer Competenz, diese Dotationen in noch enger beschränktem Recht hin, als das frühere Testament; nur die regelmäßigen „Auf- und Einkünfte“ dieser Fürstenthümer waren den jüngeren Söhnen zugewiesen, ohne Militärhoheit und Bündnißrecht, ohne Regierungsrechte, ohne selbstständige Reichs- und Kreisstandschafft. Außerdem für die Kurfürstin Wittve reiche Dotationen. ¹⁾

Nach der Verlesung beauftragte der Kurfürst jeden der Geheimenrätthe, ein schriftliches Gutachten abzugeben, ob das Testament mit den Hausgesetzen vereinbar und für ihn rechtsverbindlich sei.

1) Das Testament habe ich eingehender in einer academischen Abhandlung besprochen. Ueber das von Orlich (l. p. 557) angeführte fideicommissum reciprocum zwischen Vater und Sohn, das nicht zum Abschluß gekommen ist, haben die dieseitigen Acten nichts Näheres ergeben.

Also er stellte die letztwillige Verfügung des Vaters in Frage. Er cassirte sie nicht sofort durch einen Act derselben souveränen Machtvollkommenheit, kraft deren der Vater so hatte verfügen wollen. Er vorbehielt sich, nach dem Gutachten seiner Rätthe zu entscheiden, obschon die Schlußklausel den Kaiser aufforderte: „die Execution des Testaments zu übernehmen, über demselben in allen dessen Clauseln und Punkten mit gehörigem Nachdruck zu halten, und dem zuwider von Niemanden nichts vornehmen zu lassen.“

Es war auf Dandelmanns Rath, daß so verfahren wurde; er hatte den jungen Kurfürsten bewogen, „das Unrecht, so ihm als Kurprinzen widerfahren, zu vergessen.“ Die Frage an den Geheimenrath sprach es aus, daß nur nach dem Recht und dem Staatsinteresse entschieden werden sollte; von den Brüdern, von der Kurfürstin Wittve — „in Consideration des großen Antheils so dieselbe an der Grandeur und Wohlfahrt des kurfürstlichen Hauses habe“ schrieb er ihr demnächst bei anderem Anlaß — durfte erwartet werden, daß sie sich solcher Entscheidung gern fügen würden.

Der nächste bedeutsame Schritt war die Ernennung Dandelmanns zum wirklichen Geheimenrath (30 Mai). Der Kurfürst hatte mehr gewollt; nach seinem Wunsch hätte Dandelman sofort „als ältester Geheimerath eintreten und die erste Stelle im Collegium einnehmen,“ es hätten diejenigen Minister, „die ihn selbst während seines Kronprinzlichen Standes beleidigt,“ entlassen, namentlich die drei, „welche bisher alle wichtigen Staatsgeschäfte in Händen gehabt,“ Fuchs, Meinders und der Oberhofmarschall Joachim von Grumbkow, vom Hofe entfernt werden sollen. Der Kurfürst hatte sich überzeugen lassen, daß es würdiger und im Interesse des Staates sei, die Geschäfte in ihrem bisherigen Gang

zu lassen.¹⁾ Seinem Wunsche, wenigstens thatsächlich die Präsidialgeschäfte, wie sie bis 1683 in Schwerins Hand gelegen, namentlich die Vertheilung der eingelaufenen Sachen und die Contrafignatur aller vom Kurfürsten vollzogenen Schriftstücke zu übernehmen,²⁾ mußte sich Danckelmann fügen.

Es folgten andere Aenderungen am Hofe, Aenderungen im Ceremoniel, in den Livrées der Dienerschaft, u. s. w.; „er wisse,“ sagte der junge Herr, „daß es noch Vielen sauer ankäme, mit der Zeit würde sich Alles geben.“ Er war ungemein beschäftigt: „S. Kf. D. haben wenig Zeit übrig, die sie nicht in den Geschäften employiren.“

In den höfischen Kreisen brachte namentlich die Ernennung Danckelmanns nicht geringe Aufregung hervor. Einer aus denselben, Graf Christoph von Dohna, erzählt, wie er gleich vielen andern, die früher in der Gnade des Hofes gewesen, zur Seite geschoben sei, Entlassung gefürchtet habe, wie er, vor Sorge blaß und krank, der jungen Kurfürstin Mitleid erregt, wie sie ihm versprochen habe, seine Ernennung zum Kammerherrn zu erwirken; sie habe sich bei Danckelmann für ihn verwendet, mit den Worten: sie richte eine erste Bitte an ihn, er habe den Einfluß bei ihrem Gemahl, die Erfüllung zu bewirken; nicht ohne Verwirrung habe Danckelmann versprochen, das Seine zu thun; drauf habe sie ihren Wunsch ausgesprochen, hinzugefügt: an dem Erfolg werde sie sehen, ob man sich auf sein Wort verlassen könne. Wenn selbst die Kurfürstin — ihr war Danckelmann schon als Gegner der hannövrischen Primogenitur zuwider — solche Umwege suchte, so werden andere, die nicht solche Fürsprache fanden, wie Dohna, trübe genug in ihre höfische Zukunft geschaut haben. Denen vom hei-

1) „Daß alles auf dem vorigen Fuß quoad formam regiminis bleibe.“ Aus Danckelmanns Proceßacten „Verantwortung auf 290 Fragen,“ Januar 1702.

2) „Da bisher viele sich widersprechende Rescripte ergangen sind, zu denen sich denn niemand bekennen will.“

mischen Adel, die, wie Schöning, schon in den vornehmen Refugiés am Hofe und im Heere Vergerniß vollauf hatten, bot die Erhebung des ehemaligen „Informators“ noch eine Sorge mehr. Der Vater desselben war Landrichter im Fürstenthum Lingen, oranischer Vasall gewesen; erst ihn, dann nach einander seine sieben Söhne hatte der Große Kurfürst in seinen Dienst gezogen, den einen als Gesandten nach Wien geschickt, einen zweiten zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin gemacht, einen dritten mit der Erziehung des Markgrafen Ludwig betraut und dann an die Regierung in Halberstadt versetzt, einem vierten das Directorium der Marine übergeben, u. s. w. ¹⁾); und wenn nun der eine dieser Brüder, ausgesprochen oder nicht, der dirigirende Minister wurde und das Ohr des Kurfürsten hatte, so konnte man voraussehen, wie bald alle höchsten Stellen im Staat mit „Dandelmännern“ besetzt sein würden.

Und wie hätte „das Collegium der Geheimenräthe,“ wie sie sich gern nannten, so schonend die Form des Vorzuges war, der dem jüngsternannten zu Theil wurde, nicht die Köpfe schütteln sollen. Meinte der Kurfürst, seinen „Mentor“ an der Seite das Regiment zu führen? und daß kurfürstliche Rescripte erst durch Contrafignatur gültig werden sollten, war eben auch nicht brandenburgisch. Freilich, des neuen Ministers Freunde rühmten, daß er dreizehn Jahre lang unter des hochbewährten Oberpräsidenten Schwerin Direction gestanden, dessen Vertrauen genossen, mit ihm täglich von Staatssachen gehandelt habe; man sagte auch, Schwerin habe auf die Frage, wer einst sein Nachfolger werden könne, zwei Namen genannt, und der eine von diesen sei Dandelmänn gewesen. Aber mochte er noch so viel mit Schwerin über

1) Nicolaus Bartholomäus war der Gesandte in Wien, Sylvester Jacob Präsident des Kammergerichts, Daniel Ludwig Rath in Halberstadt, Johannes Director der Marine, Wilhelm Heinrich Kanzler in Minden, Thomas Graf Rath in Minden und nach des Vaters Tod Landrichter in Lingen.

Staatsfachen sich unterhalten, mochte er die Jahre daher die kleinen Geschäfte des Kurprinzen besorgt, seine Cassé geführt und ihm Vortrag gehalten haben, den großen Staatsgeschäften hatte er bisher fern gestanden; er konnte weder ihren Zusammenhang, noch die hergebrachte Art ihrer Führung, am wenigsten die Frictionen eines so vielgegliederten Staatswesens, so complicirter, auswärtiger Verhältnisse kennen, Schwierigkeiten, über die man doch nicht mit allgemeinen Ansichten und aufgeklärten Doctrinen hinwegkomme, selbst dann nicht, wenn man sich des Umganges und des Rathes eines Staatsgelehrten von europäischer Celebrität, wie Herr von Pufendorf war, erfreute.

Es war nicht blos Vorsicht und Berechnung, wenn Dandelmann die höhere Stellung, die ihm angeboten war, die erste im Staat, ausschlug. Er war ohne Selbstsucht, von hohem Sinn, von ernster Gemessenheit; selten oder nie, heißt es, habe man ihn lachen sehen; sein Aeußeres bezeichnet es, daß man ihn, als er im Herbst 1690 an des Kurfürsten Seite in Brüssel eintritt, für den commandirenden General gehalten hat; ¹⁾ von ihm und seinen Brüdern sagt die Inschrift einer Denkmünze: „sich und ihr Alles haben sie dem Kurfürsten geweiht.“ ²⁾ Seit zwanzig und mehr Jahren war er an diesem Hofe, im kurfürstlichen Hause; er hatte das Emporstreigen dieses Staates mit durchlebt; er hatte das mächtige Walten dessen, der ihn wie aus dem Nichts geschaffen, in der Nähe gesehen. Den Staat in dieser Bahn zu halten, dem jun-

1) Aus dem längeren Gedicht „Eberhard von Dandelmann“ 1694, das Herr von Besser, nach seiner Aussage in dem Dandelmännischen Proceß (9/19 Jan. 1700), auf Anlaß Leipziger Freunde, namentlich „des berühmten Polyhistor Carpzow“ verfaßt und „auf ausdrücklichen Befehl“ Friedrichs III., ob schon Dandelman „deprecirt“ habe, in Leipzig durch Carpzows Vermittelung drucken lassen.

2) Bei Günther, Leben Friedrichs I. „Pleiadi fratrum, qui Principi Opt. Max. Friderico III. Elect. Brand. se suaque omnia prisca solduriorum lege devoverunt.“

gen Herrn zu helfen, daß er ihn in diesem Geiste weiter führe, das schien ihm die gemeinsame Aufgabe derer, die in des glorreichen Fürsten Rath und Heer ihre Schule gemacht hatten. Wie weit immer die Meinders, Grumbkow, Schöning, die Fuchs, Barfuß, Anhalt auseinandergehen, wie sehr alte Rivalitäten und neue Verbitterungen sie trennen mochten, jetzt mußten sie zusammenstehen, um die große Lücke zu füllen, die jeder von ihnen sah und empfand. Durfte er darauf rechnen, daß sie, die der Geschäfte Kundigen, sich in dem Interesse des Staates zusammenfinden und zusammenwirken würden, so kannte er, wie kein anderer, den jungen Kurfürsten, seine Schwächen und Tugenden; das Gefühl für die Größe seines Hauses in ihm zu wecken und wach zu halten, war die Tugend seiner Bemühungen und der Stützpunkt des Einflusses gewesen, den er auf ihn übte; und mehr als einmal hatte er ihn, wenn er durch Kleinliche, äußerliche, unlautere Motive sich hatte beirren lassen, an diesem Gedanken sich wieder aufrichten sehen. Die ernstesten Erlebnisse seit jener Flucht im Herbst 1687, die ergreifenden Vorgänge der letzten Wochen waren wohl dazu angethan, den jungen Herrn lebhafter denn je empfinden zu lassen, daß das, was der Vater vollbracht, einen großen Anspruch an ihn stelle, daß der Name Brandenburg unter ihm nicht sinken dürfe.

Daß Friedrich III. mit der Ernennung Danckelmanns begann, schien ein Bekenntniß, in welchem Geiste er das Regiment zu führen gedenke. Die Erinnerung an den Großen Kurfürsten, an seine Thaten, an seine Tendenzen wurde gleichsam der Grundton der neuen Regierung; und Danckelmann verstand es, sie in immer neuen Wendungen voranzustellen. In solchem Geiste war es, daß Samuel von Pufendorf, dem die geheimsten Acten des Archivs eröffnet wurden, sein großes Werk, „Die Thaten des Großen Kurfürsten“ schrieb, als gelte es in der Geschichte desselben diesem Staat das Bild seiner selbst zu geben; und nicht ohne Bedeutung ist es, wenn

Dandelman in späteren Jahren, als Friedrich III. längst Anderen seine Gunst zugewandt, ihm Glück wünscht, daß er in dem großen Geschichtswerk Pufendorfs und in dem Meisterwerk Schützlers, den Vater verherrlichend, sich selber geehrt habe.

Nur daß Friedrich III. selbst nicht so ganz in der Bewunderung des Vaters aufging. Er fand nicht Alles, was in dessen Namen gethan war, tadellos. Er wünschte, nicht den gleichen Vorwurf der Unzuverlässigkeit in Allianzen, der wechselnden Politik zu verdienen; es schien ihm möglich, auch ohne solche Härte, wie sie gegen die Stände in Cleve und in Ostpreußen, ohne Gewaltacte, wie sie gegen Wylisch und Kalkstein geübt waren, auch ohne so harten Steuerdruck, wie die Jahre daher auf dem Lande gelegen, zu regieren. Er hoffe, sagte er, als er die Erlassung aller Lehnfehler verfügt hatte, das werde ein nicht geringes Zeichen sein, wie sehr er vor aller Unbilligkeit einen Abscheu habe.¹⁾ Es traf seinen Sinn, wenn man sich von ihm eine „liebreiche Regierung“ versprach, wenn man in ihm den Salomon, der dem David folge, sah.²⁾ Ihn schmerzte, daß man dem Hause Lüneburg so oft so hart entgegengestanden. Er hatte immer die Entfremdung vom Kaiserhause beklagt, und sah in jener Allianz von 1686, zu deren Abschluß er das Beste gethan zu haben glaubte, einen Segen für sein Haus und für das Reich.

Es war bald nach dem Regierungsantritt, daß Baron Fridag ihn Namens des Kaisers an die Erfüllung des Reverses erinnerte; der Kurfürst, antwortete: er werde halten, was er versprochen

1) Bericht des sursächsischen Gesandten Graf Singendorf, zu dem er jene Worte sagte. d. d. 11 Juni 1688.

2) Bezeichnend dafür sind die ersten Huldigungsacte. Der Minister von Fuchs sagt zu den märkischen Ständen: es ist zwar ein königliches, aber hartes Wort: oderint, dum metuant; S. Rf. D. erwählen Thro ein ganz anderes: amabo, dum pareant u. s. w. Er deutet den Namen Friedrich: Friedenreich.

habe. Weder Dandelman, noch sonst einer der Rätthe erfuhr von diesen Mahnungen, diesen Verpflichtungen.

Demnächst, als es sich um die Erneuerung der alten Verträge mit den verschiedenen Staaten handelte, kam Herr von Grote im Namen Hannovers mit Ansprüchen bezeichnender Art: man hoffe „die unglückliche ostfriesische Sache“ werde nun ins Gleiche kommen, da das kaiserliche Conservatorium, das der verstorbene Kurfürst neben dem Bischof von Münster erhalten, mit Beider Tod erloschen sei; die Herzoge von Celle und Hannover, als Vormünder des jungen Fürsten, seien der Hoffnung und verpflichtet, die Sache zu einem guten Ende zu führen, und erwarteten, daß Brandenburg von dem Lande den Druck fremder Kriegsvölker nehmen und den rechtmäßigen Fürsten an seiner Regierung nicht länger hindern werde, der dem Kurfürsten gewiß nichts versagen werde, was in seinem Lande für die brandenburgischen Interessen, namentlich zur Förderung und Sicherheit der Commerciën diensam sein könne; der Kurfürst würde solches gewiß lieber und mit mehr Sicherheit von dem rechtmäßigen Landesherrn, als von einigen renitirenden Ständen genießen. Von Gegenleistungen des Hauses Braunschweig war keine Rede, wohl aber brachte Grote bei weiterem Verhandeln noch Anderes in Antrag: es werde zur Erhaltung eines unanstößigen, guten Vernehmens vortheilhaft sein, wenn die Grafschaften Lippe und Schaumburg von brandenburgischen Durchmärschen nicht belästigt, und wenn die an mehreren Punkten streitigen Grenzen, so bei Gartau an der Elbe, regulirt würden. Endlich bitte und erwarte man, daß sich der Kurfürst der Förderung der hannövrischen Primogenitur annehme. ¹⁾ Mochten die Minister, die mit Grote verhandelten, von dieser Art freundnach-

1) Die erste Conferenz ist 9. Juni. Mit Grote handeln Fuchs, Meinders, Dandelman. Die Conferenzen ziehen sich bis in den Herbst hinein.

barlicher Gefinnung überrascht, mochten sie erstaunt sein, daß Hannover seinerseits nur mit Vorbehalt seiner französischen Allianz abschließen zu können erklärte ¹⁾ — daß der Kurfürst demnächst den Anspruch auf Gartau aufzugeben und die kleine Besatzung dort zurückzuziehen befahl, zeigte, daß man in Hannover „seine hohen genereusen und aequitablen Sentimente“ richtig zu berechnen verstanden hatte.

In den militärischen Kreisen zeigten Vorgänge ärgerlicher Art, daß man nicht mehr die Zügel in der alten festen Hand fühlte. General von Schönning und nach seinem Vorgang und Rath andre Inhaber von Regimentern vergaben wieder, wie es vor Zeiten in Uebung gewesen war, erledigte Compagnien, ohne die Genehmigung des Kurfürsten einzuholen. Daß der Marschall von Schonberg diesen darauf aufmerksam machte, ²⁾ gab Schönning's Erbitterung gegen ihn neuen Stachel; er ging so weit, die Garden, die unter seines Neffen Befehl standen, zu veranlassen, daß sie dem Marschall, wenn er bei ihren Posten vorüberkam, nicht mehr salutirten. Die Folge war, daß die Grand-Mousquetaires, die unter Schonberg standen, dasselbe thaten, als Schönning mit den Garden vorübermarschirte. Der Scandal war so groß wie möglich; der Kurfürst gab den Mousquetaires Recht und ernannte Schönning zum Feldmarschall-Lieutenant.

1) „Daß man an handverfcher Seite sich durch die Allianz mit Frankreich die Hände dergestalt bindet, daß man sich nicht einmal befugt oder bemächtigt findet, eine Allianz auf einige Jahre zu prorogiren.“ Aus einem Gutachten von Fuchs. Sept.

2) Schonberg an den Kurfürsten. Dondalef (Irland) 5. Nov. 1689. . . . comme il (Schönning) à cherché à susciter tous les colonels contre moy sur ce que j'avois fait voir à V. A. E. que c'estoit Luy manquer de respect de donner toutes les compagnies absolument dans leurs Regiments sans auparavant nommer la personne à V. A. E. et Luy en demander la permission. Das Weitere berichtet Dohna (Oberstlieutenant der Grand-Mousquetaires) Mém. p. 72.

In derselben Zeit beschäftigte den Hof ein Ereigniß sehr sonderbarer Art. Schon in den letzten Monaten des alten Herrn hatte man davon geflüstert, daß um die Markgräfin Wittwe, Luise Radzivil, geworben werde, daß der König von Polen die Hand der reichen Erbin für seinen Sohn, Prinz Jacob, wünsche, daß auch Pfalzgraf Karl, der Sohn des Kurfürsten in Heidelberg, der Bruder der Kaiserin, sich bemühe, daß ihn der Fürst von Anhalt unterstütze. Auf Befragen des Kurfürsten stellte die junge Wittwe die Wahrheit der Gerüchte in Abrede; erst als Prinz Jacob heimlich nach Berlin gekommen, von dem französischen Gesandten Gravelle aufgenommen, durch dessen Secretär im Schloß bei nächstlicher Weile das Weitere eingeleitet war, erfuhr der Kurfürst davon. Es schien nichts übrig zu sein, als einer Sache, die bereits so weit gekommen, ihren Gang zu lassen; er genehmigte die Verlobung, es folgte der Austausch der Ringe, die Ausfertigung des Eheversprechens; zum September versprach die Fürstin auf ihre Besitzungen nach Lithauen zu kommen, dort die Ehepacten zu vollziehen, die Vermählung zu feiern. ¹⁾ Kaum war der Prinz frohen Herzens abgereist, so erschien Pfalzgraf Karl bei Hofe; es war in den Tagen, wo Alles voll Jubel über die Geburt eines Kurprinzen (15 Aug.) war; die Herzogin von Hannover war zur Wochenpflege der Tochter in Berlin, sie unterstützte des Pfalzgrafen Werbungen. Der Kurfürst machte den polnischen Gesandten aufmerksam, daß er sich versehen möge. Am 21. Morgens erfuhr man, daß die Markgräfin mit dem Pfalzgrafen unter dem Vorwand einer Promenade das Schloß verlassen habe, in das Haus des Grafen Sternberg, der zur kaiserlichen Gesandtschaft gehörte, eingetreten sei; dort habe ein katholischer Priester bereits ihrer gewartet, bei verschlossenen Thüren sei ihre Ehe eingesegnet, in derselben Nacht vollzogen.

1) Das Eheversprechen d. d. Berlin 15/25 Juli 1688 bei Orlich I. p. 577.

Der Kurfürst war auf das höchste erzürnt; er ließ dem jungen Paar verkündigen, daß sie sofort abzureisen hätten; er ließ Graf Sternberg, den Baron Fridag zur Rede stellen: ob auf Befehl des Kaisers so geschehen sei. Sener entschuldigte sich: er habe nichts vorher gewußt, habe, im Begriff auszugehen, die jungen Herrschaften auf der Treppe getroffen, mit ihnen umkehren müssen, dann sei die Trauung vollzogen, den Priester habe er gleich abreisen heißen. Fridags Antwort war: von der Verlobung mit Prinz Jacob sei ihm nichts bekannt gewesen, die Markgräfin habe über ihre Hand zu verfügen; da kein reformirter Geistlicher die Trauung habe verrichten wollen, sei Graf Sternbergs Caplan darum ersucht worden; nach seinem Dafürhalten sei nichts Unerlaubtes geschehen, nichts, was ihm des Kurfürsten Ungnade zuziehen könne. Gegen den Warschauer Hof, der auf so unerhörte Weise beleidigt war, sprach der Kurfürst sein lebhaftes Bedauern aus. Ob daran gedacht worden, in Wien über Baron Fridag Beschwerde zu führen, seine Abberufung zu fordern, ist nicht mehr ersichtlich; man begnügte sich, durch Nicolaus Danckelmann, den Gesandten in Wien, das Geschehene mittheilen und erklären zu lassen: der Kurfürst hoffe, daß es nicht auf des Kaisers Befehl geschehen sei; er besorge ernste Verwickelungen mit Polen und rechne dann auf des Kaisers Beistand. Der Kaiser darauf: er habe von dem polnischen Verlöbniß nichts gewußt, und er bitte, seine Minister in Berlin, die in gutem Glauben gehandelt, zu entschuldigen; in jedem Fall werde er des Kurfürsten Interessen, wie seine eigenen vertreten; doch sei von Polen her wohl nichts zu fürchten, da die Republik jene Ehe nicht gewünscht habe; auch habe er und der Kurfürst viele Freunde in Polen.

Wie bald hatte die junge Fürstin zu bereuen, was sie gethan. Das Versprechen, sie in ihrem Glauben nicht zu stören, war schnell vergessen; als sie ihr erstes Kind erwartete, forderte man es für die

römische Kirche; umsonst wehrte sie sich: „ich habe drei Tage lang mit meinem Gheherrn nicht gesprochen, es hat nichts geholfen.“ Der Pfalzgraf Kurfürst erklärte: es möge kommen, was da wolle, und wenn der Papst selbst reformirt werde, so wolle er doch nicht, daß sein Enkel in der Ketzerrei erzogen werde. „Man schmeichle ihr,“ sagte sie, „mit der Hoffnung Königin von Polen zu werden, wenn sie abjurire, während man doch ihre Schwägerin, die Pfalzgräfin an Prinz Jacob vermählen und ihm die Krone Polen zuwenden wolle; sie wisse kein Mittel mehr, den Verfolgungen zu entgehn.“¹⁾ Allmählig erlahmte ihr Widerstand.

Die Befreiung Englands.

Der französische Gesandte im Haag schreibt seinem Hofe in Beziehung auf den Regierungswechsel in Brandenburg: „der Prinz von Dranien hoffe, daß es ihm jetzt leichter sein werde, eine protestantische Liga zu bilden, als bei Lebzeiten des verstorbenen Kurfürsten, der das Haupt dieser Liga habe sein wollen und das Haus Lüneburg von derselben ausgeschlossen haben würde.“

Der junge Kurfürst hatte in den ersten Tagen seiner Regierung den Prinzen ersucht, mit der üblichen Condolenz jemanden nach Berlin zu senden, mit dem er in vollem Vertrauen sprechen könne. Der Prinz hatte bereits General Bentinck für diese Sendung bestimmt, ihm namentlich den Auftrag gegeben, dem Kurfürsten von dem Stand der Expedition zu sagen und ihn um einige Regimenter zu bitten, die mit nach England gehen sollten; er sollte zugleich den Kurfürsten ersuchen, des Prinzen Bemühungen um ähnliche Beihülfe bei befreundeten evangelischen Fürsten zu unterstützen. Bentinck fand in Berlin die herzlichste Aufnahme; der Kurfürst sprach seine freudige Bereitwilligkeit zu helfen, seinen

1) Aus den Berichten von Nic. v. Dankelmann. Regensburg, 10/20 Oct. 14/24 Oct. 1689.

Eifer für das große Unternehmen, seine herzliche Hingebung für den Prinzen aus. Er stellte ihm 4000 M. zur Verfügung; für den Fall, daß Frankreich etwas unternehmen werde, wurde ein Defensivproject besprochen; man rechnete für den Mittelrhein zunächst auf den Landgrafen von Cassel, während der Niederrhein von Brandenburg gedeckt werden sollte.

Im Lauf des Juli kam der Landgraf nach Berlin; auch bei ihm hatte Dranien um Ueberlassung von Truppen gebeten; vom Kurfürsten erfuhr er das Geheimniß ihrer Bestimmung.¹⁾ Persönlich verabredeten und vollzogen beide Fürsten eine Erbdefensivallianz: „so viele herrliche importirende Stücke seien dem Reich durch die Reunionen entrisen; der ganze Rheinstrom stehe in Gefahr; es gelte, Coblenz, Cöln, die vereinigten Niederlande zu schützen und die evangelische Religion zu retten, die auf Anstiften auswärtiger Mächte, namentlich Frankreichs und Englands, in Gefahr sei; mit allen Kräften, mit Daransetzung Guts und Bluts sei dem entgegenzutreten; zu dem Ende wolle man sich bemühen, alle evangelischen Fürsten heranzuziehen, den Hader zwischen Reformirten und Lutheranern möglichst beizulegen.“²⁾ Der Landgraf übernahm die ihm in dem Defensivproject zuge dachte Vertheidigung des Mittelrheins; zwei brandenburgische Regimente sollten, da er nicht stark genug zu sein meinte, zu ihm stoßen.

Auch Johann Georg III. von Sachsen that in Berlin entgegenkommende Schritte. Er war jüngst im Haag gewesen und vom Prinzen mit einem Vertrauen, das ihn überraschte und erfreute, empfangen worden. Jetzt sandte er seinen vertrautesten Rath, General Grafen Flemming, nach Berlin, den Wunsch „einer nähe-

1) d'Avaux négociations, III. p. 94. Die Nachrichten, die er über die geheimen Verhandlungen Draniens giebt, werden durch die diesseitigen Acten auf höchst überraschende Weise bestätigt.

2) Aus der Einleitung der Erbdefensivallianz, d. d. Cöln a. S. 27. Juli 1688.

ren Zusammensetzung zur Erhaltung der Ruhe im Reich" auszusprechen. ¹⁾ Eben diese wünschte Friedrich III.: wenn er demnächst zur Huldigung nach Halle gehe, könne man ohne Aufsehn eine Zusammenkunft auf einem der benachbarten kursächsischen Schlösser halten; er setzte hinzu: das Wichtigste werde sein, das Haus Braunschweig mit in das Verständniß zu ziehen, und, damit „die bisherige langlante Aemulation“ ein Ende nehme, demselben die Kurwürde zu verschaffen. Drei Wochen später sprachen sich beide Kurfürsten in Annaberg, erneuten die alten Verträge, verabredeten Weiteres.

Ob es mit dem Hause Braunschweig gelingen werde, war mehr als zweifelhaft; Hannover wenigstens hatte im vorigen Herbst mit Frankreich eine Allianz geschlossen, die vielleicht doch mehr enthielt, als in Berlin mitgetheilt war. Und noch war ein Hader in vollem Gang, bei dem Celle und Hannover sich nur zu sehr betheiligten, der zwischen Dänemark und dem Herzog von Gottorp. Dänemark weigerte dem Herzog die Rückgabe seines Landes, die Souveränität in Schleswig, die der Friede von 1679 hergestellt hatte; desto schroffer forderte die Krone Schweden die Restitution des Fürsten: es sei eine Ehrensache für sie, daß dem treuen Allirten sein Recht werde. Umsonst hatte Brandenburg mit Andern zu vermitteln versucht, Dänemark verließ sich auf Frankreich.

Es war die höchste Gefahr, daß sich hier im evangelischen Norden ein Kampf erneute, dem die alte Rivalität zwischen Schweden und Dänemark, die welfische Politik, die Einwirkung Frankreichs unberechenbare Folgen geben konnte. Friedrich III. eilte,

1) Die erste Eröffnung geschah durch Graf Zinzendorf, (Bericht d. d. Berlin, 11. Juni). Das Weitere aus Flemmings Bericht, 30 Juli, der hinzufügt, der staatliche Gesandte in Berlin Hop habe Ordre, schleunigst zu Kurfürst Johann Georg zu reisen und um Audienz zu bitten. Die Zusammenkunft in Annaberg und der Abschluß des Vertrages ist 24. Aug. 1688.

seine Vermittelungsversuche zu erneuen; die Betheiligten verstanden sich dazu, Ende Juli in Altona zu neuen Conferenzen zusammenzukommen.

Schon galt es, einer noch dringenderen Gefahr vorzubeugen. Kurfürst Maximilian Heinrich von Cöln, Bischof von Lüttich, Münster, Hildesheim, starb Anfang Juli. Es handelte sich darum, ob jene geistlichen Fürstenthümer und damit die wichtigsten Festen an Maas und Rhein mit der Wahl seines Coadjutors Fürstenberg so gut wie in Frankreichs Hand fallen sollten. Die Wahlen in diesen Capiteln wurden das Vorspiel des großen Kampfes, der bevorstand.

Brandenburg arbeitete in Münster und Hildesheim, Oranien in Lüttich. Mitte Juli wurde in den drei Capiteln gewählt; trotz aller Anstrengungen Frankreichs erlag Fürstenberg auch in Lüttich. Und in Cöln trat ihm als Rival der noch nicht volljährige Joseph Clemens, des Kurfürsten von Baiern Bruder, entgegen. Da dieser schon Bischof von Regensburg und Freisingen, wie Fürstenberg von Straßburg war, so hatte das Capitel nicht mit einfacher Stimmenmehrheit zu wählen, sondern mit zwei Drittel der Stimmen zu postuliren. Fürstenberg glaubte sich fast aller Stimmen gewiß; das Erbieten des französischen Hofes, Truppen ins Erzstift zu schicken, um seine Wahl zu sichern, lehnte er ab. Aber die Nachricht, daß der Kaiser, daß selbst der Papst entschieden gegen ihn sei, machte einige von denen, auf die er rechnete, schwanken; in der Wahl am 19. Juli fielen auf ihn dreizehn von vierundzwanzig Stimmen, die andern auf den Baiernherzog. Trotzdem nahm Fürstenberg das Erzbisthum in Besitz, die Beamteten in Eid und Pflicht; und Ludwig XIV. erkannte ihn als rechtmäßig gewählten Kurfürsten von Cöln an und verkündete, daß er ihn als solchen manutenciren werde.

Hier war der Anfang eines schweren Conflicts; er war in

voller Schärfe da, als der Papst nach seinem Recht der Entscheidung bei zweifelhafter Wahl Joseph Clemens bestätigte, den Bestätigten Kaiser und Reich anerkannte, Ludwig XIV. darauf den päpstlichen Nuncius aus Paris verwies und an ein allgemeines Concil appellirte.

Es war für die große englische Frage von unermesslicher Bedeutung, daß in dem Augenblick, wo sie zur Entscheidung stand, die römische Welt sich in so schroffer Weise spaltete. Man glaubte zu wissen, daß zwischen Ludwig XIV. und Jacob II. ein förmliches Bündniß geschlossen sei, erst England, dann die Niederlande zu unterwerfen und zu katholisiren, daß beide den Kaiser zum Beitritt aufgefordert, daß Ludwig XVI. ihm den Elsaß, die Rheinstädte, das erbliche Kaiserthum angetragen, daß der Kaiser Alles von der Hand gewiesen, sich jede weiteren Anträge der Art verboten habe. ¹⁾

In England schritt Jacob II. dreist und scharf vorwärts. Seine Maaßregeln gegen die Bischöfe der Hochkirche, die sich nicht fügen wollten, ihre Abführung in den Tower, ihre Freisprechung durch die Geschwornen, die Geburt eines Prinzen von Wales, die nun gewisse papistische Succession hatte die Stimmungen auf das Aeußerste gespannt. Am 30. Juni unterzeichneten sieben Lords jenes Schreiben an den Prinzen von Oranien, in dem sie ihn auffordern hinüberzukommen, um Englands politische und kirchliche Freiheit zu retten; noch in diesem Jahr müsse es geschehn, wenn es Erfolg haben solle. Sie fürchteten, daß Jacob II. jetzt ein Parlament zusammenbringen könne, „so allerdings in seiner Devotion wäre.“

Der Prinz war in Mitten seiner Rüstungen. Er fand bei den Mitgliedern der Staaten, auch denen, die ihm sonst immer

1) Fuchs Bericht, Hamburg, 27. Juli, nach den Mittheilungen von Bentinck, der es als ein secretum secretorum bezeichnete.

entgegen waren, jede Art von Unterstützung, damit, — denn das hielt man für den Zweck seines Unternehmens — Jacob II. gezwungen werde, sein kirchliches und politisches System zu ändern. Aber möglich wurde das Wagniß erst, wenn die norddeutschen Fürsten hinzutraten, wenn sie es übernahmen, den Gegenstoß, den man von Frankreich erwarten mußte, zu pariren. ¹⁾ Und nur Brandenburg war in der Kriegsbereitschaft, sofort eintreten zu können, nur Brandenburgs entschlossenes Eintreten machte den Zutritt Anderer möglich.

Man scheint in Berlin, ganz dem Interesse der großen Sache hingegeben, wenig Gewicht darauf gelegt zu haben, daß vom Haag aus zugleich besondere Verhandlungen in Dresden, Cassel, an den welfischen Höfen gepflogen wurden. Ende Juli kam Bentinck zum zweiten Mal, die Einzelverträge abzuschließen; zuerst war er in Cassel, dann ging er nach Hannover, nach Celle; Friedrich III. wurde ersucht, einen seiner Minister wie zufällig mit ihm zusammentreffen zu lassen.

Fuchs, der zu den Conferenzen nach Altona abzureisen im Begriff stand, erhielt den Auftrag, heimlich, auf Umwegen, unter fremdem Namen, nach Celle zu gehen, wo er Bentinck treffen werde. Mit der äußersten Vorsicht, ganz in der Frühe sprachen sie sich. Bentinck theilte mit, daß mit dem Landgrafen bereits abgeschlossen sei; Kurpfalz habe guten Willen, aber die Unschlüssigkeit und die „philosophischen Speculationen“ des Ministers Versdorp hinderten noch den Abschluß; Hannover sei an Frankreich geknüpft und versage sich; von Celle hoffe er den Beitritt, sobald Brandenburg ge-

1) Die Vollmacht des Prinzen für den Gen. Wilhelm Bentinck, Haag 21/11. Juli, für die Sendung nach Cassel, Hannover, Celle: da die Staaten bei diesen Conjunctionen ihre Miliz verstärken wollen, und das nicht bequemer geschehen kann, dan door het overnemen van eenighe militie synde in dienst van eenigc Fursten of Prinzen u. s. w.

schlossen habe. Bentink bat, daß der Kurfürst die schon zugesagten 4000 Mann auf 6000 erhöhen möge; freilich Werbegeld und Anrittsgeld in der Höhe, wie man dem Landgrafen für seine 3000 Mann habe zugestehen müssen, werde man Brandenburg nicht zahlen können; aber man wolle soviel zahlen, wie man dem Herzog von Celle geboten habe. Fuchs erklärte, über diesen Punkt nicht instruiert zu sein: er wisse, daß S. Kf. D. aus Liebe für des Prinzen Hoheit, zu allem Möglichen gern bereit sein, auch nicht einen Groschen Vortheil begehren werde. ¹⁾ Wie von sich aus, hatte er die Frage der oranischen Erbschaft in Anregung zu bringen: zwar bestimme das Testament des Prinzen Friedrich Heinrich, des beiderseitigen Großvaters, daß nach dem Aussterben seiner männlichen Descendenz die ganze Erbschaft des Hauses auf seine älteste Tochter, des Kurfürsten Mutter, übergehen solle; aber seine Bestimmung reiche nur bis auf den dritten Erben, und das sei der Kurfürst; auf seinen Kurprinzen würde sie nicht ohne Weiteres gelten; es könnten leicht Andere, namentlich die jüngeren noch lebenden Schwestern seiner Mutter, die Fürstin von Nassau-Friesland und die von Anhalt, ²⁾ Ansprüche erheben. Bentink versicherte: der Prinz habe beide und habe ihm noch unmittelbar vor seiner Abreise gesagt, daß er ein Testament errichten werde, bevor er nach England gehe, „ganz auf den Fuß des großväterlichen“ zu Gunsten Brandenburgs.

Da Bentink in Hannover nichts erreicht hatte, schien es um so wichtiger, Celle zu einem Entschluß zu bewegen. Auf seinen

1) „Die in Celle aufgerichteten Conditionen“ vom 5. Aug. (sic werden durch Couriere nach Berlin gesandt) bezeichnen die 4800 Mann Fußvolk und 1200 Reuter, die Brandenburg stellen wird, als overgaende in den dienst van den Staat. Der Kurfürst erhielt dann, wie Hessen, für den Reuter 40 Rthlr, für den Mann Fußvolk 12 Rthlr. zugestanden.

2) Aus dem (von Ranke, Zeitich. für preuß. Gesch. Jan. 1865 nicht mitgetheilten) zweiten Bericht von Fuchs d. d. Hamburg, 27. Juli 1688.

Wunsch begleitete ihn Fuchs zu einer Besprechung mit dem cellischen Minister Bernstorff. Sie fanden ihn in der besten Befinnung, sie erfuhren von ihm, daß sein Herr die französische Allianz Hannover's durchaus mißbillige, daß er die große Gefahr würdige, die dem protestantischen Wesen schon durch die Cölnner Wahl drohe; wenn die Religion in England geworfen sei, werde auch Holland fallen, es werde für Deutschland nur noch „die Wohlthat des Polyphem“ gelten; man müsse vor Allem Cöln und Coblenz gegen Frankreich, aber zugleich Hamburg und Lübeck gegen Dänemark sicher stellen. Es wurde verabredet, daß der Herzog einen Vertrauten nach Berlin schicken solle, mit dem Kurfürsten und dem Landgrafen sich zu verständigen.

Wohl hatte Dranien Grund, seinen Dank für die Hochherzigkeit ¹⁾ auszusprechen, mit der der Kurfürst seinen Wünschen entgegengekommen; er wünschte „als eine Zugabe zu seiner Dankverpflichtung,“ daß die brandenburgischen Truppen gleich nach dem Rhein marschirten.

Friedrich III. hatte bereits einige tausend Mann in seinen westlichen Landen; andere Regimenter setzten sich in Marsch, die Truppen im Clevischen auf 12,000 Mann zu bringen; Marschall Schonberg ging nach Wesel, das Commando zu übernehmen, Friedrich III. nach Minden, wohin in der ersten Septemberwoche Dranien kam. Dort wurden die weiteren Maßregeln verabredet.

Die nächste und wichtigste betraf die Stadt Cöln. Bisher war in Berlin mit dem französischen Gesandten über die Erneuerung der Verträge mit Frankreich her und hin unterhandelt; Ludwig XIV. hatte als Bedingung derselben die Anerkennung der Wahl Fürstenbergs, wenigstens Brandenburgs Neutralität in dem schon drohenden Conflict gefordert, hatte die Zahlung der seit

1) De la généreuse manière, des Prinzen Schreiben vom 13 Aug. 1688.

einigen Jahren fälligen Subsidien an diese Bedingung geknüpft. Schon wurden französische Truppen, die angeblich in Fürstenbergs Dienst übertraten, in die Festungen des Erzstiftes, namentlich nach Bonn, Rheinberg, Kaiserswerth, ins Herzogthum Westphalen gelegt. In der Stadt Cöln waren Viele französisch gesinnt, und der französische Resident in der Reichsstadt forderte, daß sie kein fremdes Kriegsvolk aufnehme, sonst werde auch französisches einrücken. Es lag Alles daran, diesen wichtigsten Punkt am Niederrhein zu sichern; es konnte geschehen, wenn der westphälische Kreis einverstanden war, Kreisvölker in die Stadt zu legen. Die Zustimmung von Kurpfalz für Jülich-Berg erhielt man; der andere Mitdirector Münster scheute sich, einen Schritt zu genehmigen, den Frankreich als Kriegsfall ansehen könne. Trohdem erhielt Marschall Schonberg die Weisung vorzugehen. Am 13. September rückte er in Cöln ein.

Durch Cöln in der linken Flanke gedeckt, konnte man die weiteren Bewegungen folgen lassen. Bei Wesel blieben gegen 5000 Mann; die für Holland bestimmten Bataillone marschirten weiter nach Arnheim, Grave und Nymwegen, während aus dem staatlichen Lager bei Nymwegen die für die englische Expedition bestimmten Truppen nach der Zuyder See abmarschirten, dort nach dem Terel eingeschifft wurden. Den Marschall Schonberg überließ Friedrich III. dem Prinzen, der ihm die Führung der Landungstruppen anzuvertrauen wünschte.

Sichtlich zögerte Oranien. Nicht bloß weil die cellischen, sächsischen, heffischen Truppen, etwa 12,000 Mann, noch erst kommen sollten. Am 8. September hatte Ludwig XIV. durch seinen Gesandten im Haag erklären lassen, daß er die große Seerüstung des Prinzen mit Verwunderung sehe, daß sie offenkundig gegen England gerichtet sei, daß er die erste feindliche Action gegen den König, seinen Verbündeten, als Friedensbruch ansehen werde. Eine

Drohung, die wohl dazu angethan war, an die Schrecken von 1672 zu mahnen und den Muth zu lähmen.

Da trat eine Wendung ein, auf die niemand hatte rechnen können.

Mit äußerster Unruhe sah Ludwig XIV. die Erfolge Oestreichs in Ungarn, die unberechenbare Machtsteigerung, die dem Kaiser diese ruhmreichen Feldzüge, diese Eroberungen brachten. Schon belagerten kaiserliche und Reichsvölker Belgrad, den Schlüssel der unteren Donau. Sollte man warten bis der Kaiser that, was man der Welt so oft als seine Absicht vorgespiegelt hatte, mit den Türken Frieden schloß und die ganze Wucht seiner erprobten Armeen auf Frankreich warf? Man durfte voraussetzen, daß die deutschen Fürsten selbst begreifen würden, was ihnen die so über alles Maaß schwellende Macht des Hauses Oestreich bedeute. Man hatte noch Fäden genug in der Hand, man bot in München ein Abkommen wegen des Erzbisthums Eöln an, man ließ dort von der nächsten Kaiserwahl, und daß Frankreich sie dem jungen Kurfürsten zuzuwenden wünsche, sprechen; man hatte Hannover ziemlich, Dänemark ganz in der Hand; auf Kurmainz glaubte man rechnen zu können; man ließ in Berlin auf die drohende Stimmung am Warschauer Hofe aufmerksam machen. Mochte Oranien seine Expedition versuchen, König Jacob II. war mehr als stark genug, ein Abenteuer der Art abzuweisen; ja es war wünschenswerth, daß die staatliche Kriegsmacht sich in das englische Unternehmen vertiefte, damit Frankreich desto sicherer gegen Oestreich vorgehen könne. Den Türken mußte geholfen werden, ehe sie völlig erlagen; es galt durch einen energischen Stoß auf das Reich einen Theil der Streitkräfte, die sie erdrückten, abzuführen, den Stoß dahin zu richten, wo er für Oestreich am empfindlichsten war. Freilich Frankreich krankte schwer an den Wunden, die ihm das Edict von 1685 geschlagen; ein neuer Krieg hätte die erschöppte Kraft des Reiches völlig verzehrt. Aber mehr als ein